



Auf den Kais von Langon hat der Fluss sich zurückgemeldet.

Die Garonne fließt nicht mehr – sie breitet sich aus. Sie schiebt sich über Uferkanten, umspült Parkbänke, tastet sich an Garagentore heran und verwandelt tieferliegende Straßen in provisorische Nebenarme. An diesem Morgen sinkt der Pegel langsam, fast widerwillig. Doch das Wasser hinterlässt seine Visitenkarte: eine dicke, braune Schicht aus Schlamm, klebrig wie nasser Ton, schwer wie Erinnerung.

Vor seinem noch feuchten Haus steht Alain Ducasse – kein Sternekoch, sondern ein 68-jähriger ehemaliger Mechaniker. Er blickt auf den Fluss, der sich träge in sein Bett zurückzieht, wie ein sattes Tier nach der Jagd.

„Wir leben seit jeher mit der Garonne“, sagt er schließlich. „Früher stieg sie – und sie ging wieder. Heute bleibt sie. Und sie kommt schneller.“

Alain kennt Hochwasser. 1981, das vergisst hier niemand. Doch er winkt ab. „Das war anders. Heute fühlt es sich an, als wäre der Fluss krank.“

Krank – ein Wort, das mehr über das Empfinden der Menschen verrät als über Hydrologie.

Was Alain und seine Nachbarn umtreibt, ist nicht allein die Wucht der jüngsten Flut. Es ist das Gefühl, dass sich etwas grundlegend verschoben hat. Ein Fluss, der sich verändert. Und ein Staat, der aus ihrer Sicht zusieht.

Am Ufer schiebt sich eine Sandzunge ins Wasser, hell und unscheinbar, aber für die Anwohner ein Symbol. Vor dreißig Jahren habe es diese Ablagerung nicht gegeben, sagen die Älteren. „Alles Sediment“, murmelt Alain. „Die Garonne versandet. Sie verliert Tiefe. Und wenn es regnet, läuft sie eben schneller über.“

Das Wort, das hier immer wieder fällt, klingt wie aus einer anderen Epoche: ausbaggern. Den Fluss „curer“, reinigen, freilegen. Für die Bewohner ist es keine technische Debatte, sondern eine Frage des gesunden Menschenverstands. Wenn sich das Bett füllt, verringert sich der Abfluss. So einfach, so logisch – jedenfalls aus ihrer Perspektive.

Im Zentrum von Langon schrubbten Cafébesitzerin Martine und zwei Stammgäste noch immer den Boden. Der Geruch von feuchtem Holz und Flussschlamm hängt in der Luft. „Man spricht ständig von Ökologie“, sagt sie und stützt sich auf ihren Wischmopp. „Aber zur Ökologie gehört auch Pflege. Hier lässt man es laufen.“



Ihre Stimme bleibt ruhig. Keine Parolen, kein Zorn. Eher Müdigkeit.

Tatsächlich beobachten Fachleute seit Jahren, dass sich Hochwasserereignisse verändern. Heftige Regenfälle häufen sich, Abflussmengen steigen binnen Stunden, nicht binnen Tagen. Der Klimawandel verschiebt Niederschlagsmuster, intensiviert Extremereignisse, beschleunigt Prozesse, die früher gemächerlicher verliefen. Flüsse reagieren darauf empfindlich.

Doch zur globalen Dynamik gesellt sich die lokale Wahrnehmung. Weiter flussabwärts, in Marmande, steht Jean-Pierre Valette oft am Ufer. Fünf Jahrzehnte hat er die Garonne als Schiffer erlebt. „Früher navigierte man leichter“, sagt er. „Mehr Tiefe. Heute gibt es überall Untiefen.“

Er zuckt mit den Schultern. „Irgendwann muss man sie ausbaggern. Das ist doch keine Raketenwissenschaft.“

So reden Menschen, die ihr Leben lang mit einem Fluss gearbeitet haben. Für sie ist er kein abstraktes Ökosystem, sondern Alltag, Existenz, Nachbar.

Und doch ist die Realität komplexer. Sedimenttransport gehört zum natürlichen Wesen eines Flusses. Er trägt Sand, Kies und Schluff mit sich, lagert hier ab, gräbt dort aus. So formt er sein Bett, seine Kurven, seine Inseln. Eingriffe wie Baggerarbeiten verändern Strömungen, zerstören Lebensräume, beeinflussen Fischbestände. Seit Jahrzehnten setzt die französische Wasserpolitik auf ein anderes Leitbild: Flüssen Raum geben, statt sie in starre Bahnen zu zwingen.

Theoretisch klingt das schlüssig. Praktisch fühlen sich manche Anwohner allein gelassen.

Philippe, 42 Jahre alt, Unternehmer, zeigt auf eine dunkle Linie an seiner Hauswand – 80 Zentimeter über dem Boden. „Die Versicherung zahlt einen Teil“, sagt er. „Aber nicht alles. Und vor allem: Es kommt wieder.“

Dieses „wieder“ hallt nach.

Hochwasser galt einst als Ausnahmezustand. Heute sprechen viele von Regelmäßigkeit. Nicht jedes Jahr, aber häufig genug, um sich in den Kalendern der Bewohner einzunisten. Manche reden von Gewöhnung. Andere von Resignation. „Man lebt damit“, sagt eine ältere Frau, die gerade durchnässte Teppiche auf die Straße trägt. „Aber man findet es nicht normal.“



Was hier geschieht, reicht über die Garonne hinaus. In ganz Europa verschiebt sich das Verhältnis zwischen Mensch und Wasser. Jahrhunderte lang lautete die Devise: beherrschen, kanalisieren, eindämmen. Deiche, Wehre, Dämme – Monumente technischer Zuversicht. Heute setzt sich ein anderes Denken durch. Koexistenz statt Kontrolle.

Das klingt vernünftig. Und trotzdem reibt es sich am Alltag.

Denn wer in einer überfluteten Erdgeschosswohnung steht, denkt nicht zuerst an Biodiversität. Er denkt an Fotos, Möbel, Erinnerungen. An Arbeit, die von vorn beginnt. An Kinder, die fragen, ob das Wasser wieder kommt.

Alain steht am Ufer und schaut schweigend auf die Strömung. „Wir wollen nur, dass sich jemand kümmert“, sagt er schließlich. „Dass man uns nicht vergisst.“

Mehr Pathos braucht es nicht.

Die Garonne entspringt in den Pyrenäen, trägt Schmelzwasser, Regen, Geröll talwärts. Ihr Durchfluss schwankt dramatisch, binnen Stunden kann sie anschwellen. Diese Dynamik gehört zu ihrem Charakter. Doch heute treffen mehrere Faktoren aufeinander: intensivere Niederschläge, versiegelte Böden, Bebauung in Überschwemmungszonen, natürliche Umlagerungen im Flussbett.

Das Wort „Ausbaggern“ steht deshalb nicht nur für eine technische Maßnahme. Es steht für das Bedürfnis nach Sicherheit in einer Zeit, in der vieles unsicher wirkt. Wenn der Fluss wenigstens berechenbar bliebe, so die Hoffnung, ließe sich der Rest ertragen.

Am späten Nachmittag liegt die Garonne wieder in ihrem Bett. Fast jedenfalls. Äste und Treibholz treiben vorbei, als erinnerten sie an das Geschehene. Der Fluss zeigt keine Reue. Er kennt keine Empörung.

„Sie kommt zurück“, sagt Alain leise.

Kein Datum, keine Prognose. Nur Gewissheit.

Zwischen Natur und Schutz, zwischen Eingriff und Zurückhaltung bleibt die Antwort offen. Wie viel Kontrolle verträgt ein Fluss? Und wie viel Unsicherheit eine Gesellschaft?

Auf den noch feuchten Kais von Langon steht diese Frage unausgesprochen im Raum. Der Schlamm trocknet, die Möbel verschwinden, der Alltag kehrt zurück.



Zwischen Schlamm und Schweigen – Die kalte Wut der Vergessenen an der Garonne

Doch das Gefühl bleibt.

Und es ist zäh wie der Lehm unter den Stiefeln.

Andreas M. Brucker